

Denis HENROTAY et Gaëtane WARZÉE, Arlon la gallo-romaine (Carnets du Patrimoine, 98), Namur : Institut du Patrimoine wallon 2012, 40 p., ISBN 978-2-87522-096-7, 5 €.

La brochure éditée par l'Institut du Patrimoine wallon est un guide pratique qui présente au lecteur et visiteur potentiel d'Arlon une petite quarantaine d'objets de l'époque gallo-romaine. Il précise pour chaque objet les circonstances de sa découverte et l'emplacement actuel de leur conservation, au détriment de son interprétation. Le mur d'enceinte de l'Antiquité tardive est désormais attesté sur sa longueur presque entière. Les dernières découvertes proviennent pour la plupart du quartier près de la Semois naissante, derrière la gare, donc d'en-dehors de la cité. Le guide donne vraiment envie d'aller (re)voir Arlon la gallo-romaine dont la richesse archéologique est absolument de première qualité. On regrettera uniquement l'absence d'un essai présentant la ville gallo-romaine dans son évolution et précisant son importance historique relative par rapport au contexte régional. À Arlon, des sites gallo-romains sont encore à visiter *in situ*.

À qui voudrait en savoir plus, on recommandera le *Bulletin trimestriel de l'Institut archéologique du Luxembourg – Arlon* 86 (2010), n° 1–2, consacré à l'exposition « Les experts à Arlon. Autopsie d'un vicus », organisée par les mêmes auteurs que le guide sous rubrique, ainsi que le nouveau catalogue du Musée archéologique : *Le Musée Archéologique luxembourgeois Arlon. À la découverte des plus belles collections*, sous la direction de Louis Lejeune (†), président de l'AIAL, [Arlon] 2009, 276 pp., dont 150 pages sont consacrées à l'époque gallo-romaine. Mais le guide de 2012 témoigne de la rapidité avec laquelle les collections du musée s'enrichissent d'année en année.

Pour Luxembourg un tel guide serait sans doute superflu, les promoteurs immobiliers et les responsables politiques de la capitale n'ayant que peu d'égards pour la conservation de vestiges archéologiques.

michel pauly

Britta WEIMANN, Moselfränkisch. Der Konsonantismus anhand der frühesten Urkunden (Rheinisches Archiv 157), Köln/Weimar/Wien 2012, 256 S., ISBN 978-341 2209452; 34,90€.

Dass das Moselfränkische trotz seiner signifikanten Mittellage zwischen nordwestlichen (Ripuarisch und darüber hinaus) und südlicheren Mundarten einerseits und der germanisch-romanischen Sprachgrenze andererseits von der historischen Sprachwissenschaft oft stiefmütterlich behandelt wurde, ließ sich lange mit einer problematischen Quellenlage begründen: Literarische Denkmäler wie Bruder Hermanns ‚Yolanda‘ sind rar, die Urkundenüberlieferung war in Friedrich Wilhelms ‚Corpus‘ nur unzureichend erschlossen¹. Seit den von Kurt Gärtner in den 1990er Jahren initiierten Arbeiten zur mittelfränkischen Urkundensprache² hat sich dies jedoch so grundlegend geändert, dass die vorliegende, bei Thomas Klein entstandene Bonner Dissertation auf eine reiche Materialgrundlage zurückgreifen konnte. Bei allen Vorteilen, die Urkundenkorpora für die Untersuchung historischer Sprachgeographie bieten, unterschätzt die Verfasserin keineswegs methodische Schwierigkeiten bei der Auswertung der Textsorte. So ist sie um größtmögliche Überlieferungsnähe bemüht (wenn nötig, gegen vorgängige Abdrucke) und schließt durch die Differenzierung in Aussteller und Schreiber auch idioskriptal bedingte Varianz nicht von vornherein aus.

Das Korpus umfasst knapp 71.000 Wortformen in 162 Urkunden, die in vier Zeitschnitten vom Einsetzen der moselfränkischen Urkundenüberlieferung (‚Sühne von Turandt‘) bis zum kanonischen Ende des Mittelhochdeutschen untersucht werden: 1248–1274, 1275–1299, 1300–1324, 1325–1350, wobei ein Schwerpunkt auf der Überlieferung vor 1325 liegt. Ergänzend herangezogen werden Urkunden aus den Übergangsbereichen in angrenzende Schreibdialekte sowie die sonstige moselfränkische Textüberlieferung. Das Korpus erweist sich für die Analyse des Konsonantismus als hinreichend breit geschnitten: Lediglich der für die Abgrenzung des Mittelfränkischen marginale postnasale labiale Explosiv kommt nicht vor. Methodisch stützt sich die Verfasserin auf Verfahren, die in den letzten Jahren im Bereich der historischen Schreibsprachenforschung zum Standard geworden sind (vgl. die Arbeiten von Michael Elmentaler³ und Fausto Ravida⁴). In einem ersten Schritt werden die Korpus-schreibungen einem westgermanischen Referenzphonemsystem zugeordnet [S. 73–182], auf dessen Basis erfolgt im Anschluss die Ermittlung von Leitgraphien [S. 182–210], bevor eine Darstellung des moselfrän-

¹ WILHELM, Friedrich u.a. (Hg.), *Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahr 1300*, 6 Bände, Lahr 1932–1986.

² Vgl. exemplarisch zahlreiche Beiträge in Kurt GÄRTNER/Günter HOLTUS (Hg.), *Beiträge zum Sprachkontakt und zu den Urkundensprachen zwischen Maas und Rhein* (Trierer Historische Forschungen, 29), Trier 1995, sowie in Kurt GÄRTNER/Günter HOLTUS (Hg.), *Urkundensprachen im germanisch-romanischen Grenzgebiet*. Beiträge zum Kolloquium am 5./6. Oktober 1995 in Trier (Trierer Historische Forschungen, 35), Mainz 1997.

³ ELEMENTALER, Michael, *Struktur und Wandel vormoderner Schreibsprachen* (Studia Linguistica Germanica, 71), Berlin/New York 2003.

⁴ RAVIDA, Fausto, *Graphematisch-phonologische Analyse der Luxemburger Rechnungsbücher (1388–1500)*. Ein Beitrag zur Historischen Stadtsprachenforschung (Germanistische Bibliothek, 43), Heidelberg 2012.

kischen Konsonantenphonemsystems des 13./14. Jahrhunderts die Untersuchung abschließt [S. 221–229].

Im Vergleich mit dem normalmittelhochdeutschen System zeigen sich folgende moselfränkische Spezifika: Doppelfrikative sind hier nur Allophone, der Zusammenfall von /s/ und /z/ hat im Moselfränkischen bereits stattgefunden, schließlich existiert keine vollständige Affrikatenreihe. Fast noch wertvoller als solche Globalbefunde sind die Einsichten, welche die Arbeit zu einer Reihe von Detailfragen liefert. Regelmäßige Benutzer vormoderner moselfränkischer Textzeugen werden zwar nicht sonderlich überrascht sein, dass allgemeine westmitteldeutsche (Erhalt von westgerm. *d*, Bewahrung von Frikativen in Inlaut und Auslaut, *bit* statt *mit*, *h*-Ausfall vor Dental), mittelfränkische (Ausnahmen von der Tenuesverschiebung, *w*-Anlaut, hyperkorrekte *h*-Graphie, Nebeneinander von <g> und <j> im Anlaut) sowie spezifisch moselfränkische Merkmale (Verschiebung der postliquiden labialen Tenues, Bewahrung postnasaler und -liquider Fortisdentale; *h*-Pronomina, Eifeler Regel) je nach Quelle in den unterschiedlichsten Mischungsverhältnissen auftreten. Dass jedoch die geradezu als westmitteldeutsches Schibboleth gehandelte Variante *bit* ‚mit‘ nur in 58,2 % der einschlägigen Fälle vorliegt [S. 88f.], muss doch als einigermaßen spektakuläres Ergebnis gewertet werden. Auch im Bereich der unverschobenen Dentale (nicht nur) in Kleinwörtern sind die Befunde insgesamt alles andere als eindeutig [S. 143–151]. Ein schönes Beispiel, wie differenziert das Spektrum der Graphien je nach Verschriftungsprinzip ausfallen kann, zeigt sich im Bereich der westgermanischen dentalen Media. Einerseits überrascht der Befund, dass <t> im Dentalsuffix sich gerade postnasal und -liquid besonders durchsetzt, wo ja im sonstigen Hochdeutschen regelmäßig sekundäre Lenisierung stattfindet [S. 160f.]. Andererseits finden sich für dasselbe Referenzphonem Beispiele für idioskriptomale Besonderheiten, die hier stark den Gesamtbefund beeinflussen, nämlich in Lamberts von Aspach und Schreiber NN IIs Vorliebe für die Lenisschreibung [S. 165].

Solche Beispiele für eine kleinschrittige, bei aller Orientierung der Untersuchung auf das große phonologische Ganze auch die Pragmatik vormoderner Schriftlichkeit nie aus dem Blick verlierende Analyse ließen sich vermehren – die übersichtliche, bei aller methodischen Reflexionstiefe nie weitschweifige Darstellung der Befunde erleichtert dem Benutzer jedoch das Nachschlagen, so dass hier darauf verzichtet werden kann. Gleiches gilt für größere Monita, erlaubt seien allenfalls einige Hinweise zum Korpus bzw. seiner Darstellung: Letztere fällt v.a. für die Urkunden nach 1300 etwas knapp aus, zumal die Präsentation der elektronischen Edition⁵ in puncto Usability nicht mehr heutigen Standards entspricht. Auch die bibliographischen Angaben sind in Einzelfällen zu aktualisieren: So ist die mehrfach zitierte Urkunde des Luxemburger Rittergerichts (18.1.1322) mittlerweile nach modernen Standards ediert⁶. Weiterhin hat im Rahmen des Trierer Projekts seiner-

5 <http://www.rmnet.uni-trier.de/cgi-bin/RMnetIndex.tcl?hea=qf&for=qmfranku> [zuletzt besucht am 8.2.2013].

6 Urkunden und Quellenbuch zur Geschichte der altluxemburgischen Territorien, begründet von Camille Wampach, XI: Die Urkunden Graf Johanns des Blinden (1310-1346). Teil 2: Die Urkunden aus den Archives Générales du Royaume, Brüssel, hg. von Aloyse ESTGEN, Michel PAULY, Hérold PETTIAU, Jean SCHROEDER (Publications du CLUDEM, 22), Luxemburg 2009, S. 73f.

zeit keine systematische Erschließung moselfränkischer Urkunden der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts stattgefunden, die in französischen Archiven aufbewahrt werden. Dementsprechend sind diese hier nicht berücksichtigt (etwa: Nancy, Archives départementales de Meurthe-et-Moselle, B 559 Nr. 77)⁷. Gerade hinsichtlich der germanisch-romanischen Kontaktsituation sind für diese Quellengruppe weitergehende Einsichten aber nicht auszuschließen.

Nikolaus Ruge (Trier)

Claudine MOULIN, Michel PAULY (Hg.), Die Rechnungsbücher der Stadt Luxemburg. Sechstes Heft 1466–1473, hrg. v. Claudine Moulin und Michel Pauly (Schriftenreihe des Stadtarchivs Luxemburg, 6; Publications du CLUDEM, 33), Luxemburg 2012, ISBN 2-919979-27-2; 19 €

In den letzten beiden Jahrzehnten hat die historische und sprachwissenschaftliche Forschung zunehmend den Quellenwert mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Rechnungsbücher von Stadtgemeinden erkannt. Anders als literarische oder normative Quellentypen eröffnen sie völlig neue Perspektiven nicht nur auf die lokale Herrschafts- und Verwaltungspraxis in Mittelalter und der Frühneuzeit, sondern auch auf die Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte vor- und frühmoderner Gesellschaften. Als sprachwissenschaftliche Quelle eröffnen sie neue Zugänge jenseits normativer oder literarischer Textsorten.

Besonders verdienstvoll ist daher die Edition der ungewöhnlich gut überlieferten Rechnungsbücher der Stadt Luxemburg, von der inzwischen sechs Bände erschienen sind. Sie entstand in Zusammenarbeit der Universitäten Luxemburg und Trier, wobei Geschichtswissenschaft und Sprachwissenschaft gleichberechtigt zusammenwirkten. Besonders zu begrüßen ist, dass die Herausgeberin und der Herausgeber dafür gesorgt haben, dass die Texte möglichst quellennah wiedergegeben wurden. Insbesondere wurde auf die bei historischen Editionen übliche „Normalisierung“ verzichtet, die einen tiefen, für sprachgeschichtliche wie auch historische Analyse gelegentlich verfälschend wirkenden Eingriff in den Text bedeutet hätte. Die Leserinnen und Leser der vorliegenden Bände profitieren von den Einleitungen der Herausgeberschaft, die über Relevanz, Ziele und Kontexte der Editionsarbeit informieren. Sehr hilfreich sind auch die instruktiven Hinweise des Bearbeiterkreises auf Editionsprinzipien und Verfahrensweisen der Edition.

Der Rezensent möchte anregen, im Falle einer Fortsetzung der Edition am Übergang zur ersten französischen Herrschaftsepoche in Luxemburg auch Romanisten in die Projektgruppe mit aufzunehmen. Denn der Wechsel von einem regionalen Hochdeutsch zu einem regionalen französischen Idiom eröffnet weitere Perspektiven nicht nur der historischen, sondern auch der sprachwissenschaftlichen Forschung.

Norbert Franz

⁷ Der Konsonantismus der Urkunde weist neben regionaltypischen Graphien (*dorf*, *Dorf**, *dagen*, *Tagen**, *gefchag* ‚geschah‘, *bit* ‚mit‘) auch südlichere Formen auf, namentlich im Bereich der dentalen Tenues (durchgehend *daz*, *waz*).

Guy THEWES, Stände, Staat und Militär. Versorgung und Finanzierung der Armee in den Österreichischen Niederlanden 1715–1795 (Schriftenreihe der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts 14), Wien: Böhlau 2012, 391 S.; ISBN 978-3-205-78843-0, 39 €.

Die Militärgeschichte und die damit verbundenen Zweige (etwa Finanzgeschichte) fristeten lange Zeit ein beschauliches Dasein, meist von Militärs betrieben und häufig ausschließlich am Operationsgeschehen orientiert, galt sie nach der pointierten Diktion von Ralf Pröve als „Schmuddelkind“ und weniger als essentielle Subdisziplin der Neuzeitforschung. Mit der Geschichte des Militärs lassen sich aber basale Narrative der Neuzeitforschung – wie Staatsbildung, Territorialisierung, Ständeforschung, Herrschaftsverdichtung, aber naturgemäß auch Landesgeschichte im Spannungsfeld von Makro- und Mikrogeschichte – gut exemplifizieren. Die rege, aber kleine „Österreichische Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts“ (unter dem Vorsitz von Wolfgang Schmale) nahm diese instruktive Monographie, die Zentrum und Peripherie gleichermaßen erhellt, in ihre Reihe auf.

Das 1715 (bis 1795) an die Habsburgermonarchie gefallene Gebiet der „belgischen Provinzen“ war einerseits als beliebtes europäisches Schlachtfeld ein wichtiges militärisches Aufmarschgebiet für die habsburgischen Truppen bis zum mit dem „renversement des alliances“ 1756 vollzogenen außenpolitischen Paradigmenwechsel der Monarchie. Andererseits war mit dem Erwerb dieser „territorialen Extremität“ der Bogen der habsburgischen Regierbarkeit offenbar aber auch schon überspannt, wie die mehrfachen, erfolglosen Versuche Wiens belegen, die südlichen Niederlande gegen Bayern einzutauschen. Der im Luxemburger Stadtmuseum beschäftigte Guy Thewes untersucht mit dieser archivalisch breit angelegten Studie, die auf deutsch- und französischsprachiges Quellenmaterial des Wiener Kriegsarchivs („alte Feldakten“) ebenso wie auf Brüsseler und Luxemburger Archivalien zugreift, dieses zentrale Gebiet der Neuzeitforschung, wobei der Festungstern Luxemburg immer wieder deutlich ins Scheinwerferlicht rückt. Zentrale Fragestellung seiner gut lesbaren Studie stellt der „Nexus zwischen Kriegswesen und Staatsbildung“ (S. 22) dar, wobei die Versorgung mit Grundnahrungsmitteln wie Brot und Futter für die regionalen Stände und die Militärlogistik große Herausforderungen boten.

Das Einleitungskapitel (S. 30–50) stellt das 1715 „eroberte“ Gebiet in Anlehnung an Beobachtungen von Montesquieu als eine durch den Barrierevertrag mitbedingte „Achillesferse“ der Habsburgermonarchie dar. Umgekehrt stieg der Wohlstand des Landes um die Mitte des 18. Jahrhunderts deutlich an, was das Land auch als gute „Partie“ für die habsburgische Zentralverwaltung erscheinen ließ. Erst die unglückselige Politik Josefs II. mit dem Widerruf der „Joyeuse Entrée“ 1789 ließ die Herrschaft in diesem „Schlachtfeld Europas“ endgültig in einem Aufstand zusammenbrechen. Beim Festungswesen (S. 51–96) zeichnete sich, unter anderem bedingt durch Finanzierungsprobleme (fixer Fortifikationsfonds erst ab 1770!), eine Reduktion der festen Plätze von 37 (1725) auf 17 Festungen (1770) ab. Erst die Gründung eines eigenständigen Militäringenieurskorps regelte die Instandhaltungsarbeiten klarer und nachhaltiger. Das 18. Jahrhundert lässt sich fortifikatorisch als Wandel von den Defensivwerken zur Festung als Ort von Getreidemagazinen, Militärspitälern und Unterkunft für Soldaten beschreiben.

Vor allem Luxemburg konnte sich als zentrale Festung und Rückgrat der habsburgischen Herrschaft etablieren. Den Rekrutierungspraktiken der in den Niederlanden stationierten Truppen (S. 97–146) widmet sich ein weiteres Kapitel. Erst langsam und verspätet integrierte man die Neuerwerbung in das Militärsystem der Habsburgermonarchie. Nach den Grundsätzen des Barrierevertrags waren niederländische und habsburgische Truppen (12.–16.000 bzw. 25.000 Mann) für die Verteidigung zuständig; Neuerungen wie das nach preußischem Vorbild auch in der Habsburgermonarchie eingeführte Konskriptionssystem fanden keinen Eingang in die belgischen Provinzen, deren Heer bis zum Ende der österreichischen Herrschaft nach dem Ergänzungssystem (Landrekrutenstellung) aufgestellt blieb. Die Verwaltungsorganisation des österreichischen Heeres (S. 147–167) ruhte auf den dem Generalkommandanten untergeordneten Säulen Kriegskommissariat (Musterung, Besoldung), Kriegskasse (Finanzverkehr) und Proviantamt (Fouragierung). Erst nach dem Österreichischen Erbfolgekrieg stieg der bevollmächtigte Minister auch zum Leiter der Militärverwaltung auf, doch funktionierte das Nebeneinander von Militär- und Zivilverwaltung mehr schlecht als recht (Schaffung eines Generallandeskommissariats 1784).

Die frühneuzeitliche Gleichsetzung von Staat und Militär wird deutlich, wenn am Beispiel der südlichen Niederlande konstatiert wurde, dass zwei Drittel der gesamten Staatsausgaben in Verteidigung und Verproviantierung der Truppen flossen (S. 168–204); allerdings gab es bis zur Militärreform von 1770 keinen festen Etat für die Militärausgaben. Die konkurrierenden Zuständigkeiten zwischen Finanzrat und Kriegsrat hemmten eine einfache Abwicklung des Finanzhaushalts, die zweckgewidmeten Gelder der Stände hatten gewundene Wege zurückzulegen. Anders als in den Erblanden, gelang es den habsburgischen Behörden nicht, den Ständen langjährige Steuerrezesse abzunötigen. Insgesamt stieg die für das Militär ausgegebene Summe zwischen 1715 und 1795 um rund die Hälfte an.

Essentiell für das Militär war die grundlegende Versorgung der Truppen mit Brot, Getreide und Futter für die Pferde (S. 205–269). Das Ausbacken des Brotes, die Futtermittel, der Transport und die Lagerung lagen in den Händen privater Unternehmer, die dafür im Gegenzug die Domäneneinkünfte des Staates und die Abgaben der Stände einstreichen durften und Monopolstellungen aufbauen konnten. Strukturell ergaben sich durch dieses Modell eines unfertigen Staates in der Praxis große Schwierigkeiten, wie sich 1752 am folgenschweren Konkurs des Generalunternehmers Pierre Vandenberghen zeigt. Das Outsourcing staatlicher Aufgaben brachte durch die Vorfinanzierung der Generalunternehmer für die habsburgischen Behörden auch beträchtliche Vorteile. Umgekehrt sah man viele Proviantunternehmer durch ihre Tätigkeiten zu beträchtlichem Wohlstand aufsteigen (wie in den deutschen Erblanden auch das Beispiel des 1863 verstorbenen Schuhlieferanten Josef Gottfried Pargfrieder bezeugt). Die Verstaatlichung der Verproviantierung stand wiederholt im Raum, scheiterte aber stets an der Konkurrenz mehrerer zuständiger, staatlicher Stellen.

Für das Funktionieren „staatlicher“ Verwaltung war die Partizipation der Stände unumgänglich, was sich an der Steuerleistung und der Repartition der Gelder besonders deutlich zeigt (S. 270–315). Die Stände agierten nicht nur als Verhandlungspartner des Landesfürsten, sondern auch als Puffer zwischen der Regierung

und den betroffenen Bauern, indem sie gerechte Preise für die bäuerlichen Produkte einforderten. Am Beispiel der Versorgung von Luxemburg (S. 316–339) wird deutlich, wie sich Festungen im Laufe des 18. Jahrhunderts in Logistikzentren und in Mehldepots verwandelten; die Verproviantierung der Truppen erschien nur über private Händler und mit aus dem Ausland bezogenem Getreide möglich.

Das Militärwesen des 18. Jahrhunderts war bezüglich der Rekrutierung (Nationalregimenter versus reguläre Einheiten), der Versorgung, der Mobilität, der Logistik und Bewaffnung (etwa Artillerie) großen Veränderungen unterworfen. Nach einer Phase der Erschöpfung agierte die Habsburgermonarchie erst ab 1725 in den belgischen Provinzen entschlossener, wobei sich der kostenintensive, 1715 abgeschlossene Barrierevertrag bis zum Ende des österreichischen Erbfolgekrieges als hinderlich erwies. Die Verwaltungsreform von 1748 und die fixe Dotierung des Militärs bzw. auch die Entflechtung von Zivil- und Militärverwaltung ab 1770 schufen rationalere Strukturen der Heeresorganisation. Die zunehmend rigoroser in ihrer Finanzverwaltung kontrollierten Stände blieben aber der wichtige Bündnispartner der Militärverwaltung. Guy Thewes resümiert mit Blick auf das Verhältnis von Zentrum und Peripherie in der Habsburgermonarchie: „Die Zentralisierungspolitik stieß an Grenzen und die staatliche Durchdringung blieb unvollständig. Die Österreichischen Niederlande bleiben ein Raum ‚begrenzter Staatlichkeit‘“ (S. 352). Neben dem Militär als Schwungrad des Staates blieb der ständische Treibstofflieferant (Futter, Getreide, Geld) von kaum zu überschätzender Bedeutung, also ein Gegenpol zum allorts kursierenden „Durchstaatlichungskonzept“ des 18. Jahrhunderts. Die strukturgeschichtliche Untersuchung des Autors reiht sich eher in die Geschichte der Kritik der Staatsbildung ein als in die in den letzten Jahren verstärkt erforschte, stärker an Gesellschafts-, Geschlechter- und Sozialgeschichte orientierte Neue Militärgeschichte. Ein solides, archivalisch breit aufliegendes, ruhig argumentierendes Buch liegt damit vor, das nicht nur für die „belgischen Provinzen“ Grundlagencharakter beanspruchen darf, sondern auch über Herrschaftspraktiken in den zusammengesetzten Monarchien der Frühen Neuzeit solide Befunde enthält.

Martin Scheutz (Wien)

Manfred RASCH / Jacques MAAS (Hrsg.), Das Thomas-Verfahren in Europa. Entstehung – Entwicklung – Ende. Essen, Klartext Verlag, 2009, 552 Seiten, ISBN 978-3-89861-807-6; 39,95 €.

Während der europäischen Industrialisierung stellte die Eisen- und Stahlindustrie einen der zentralen Leitsektoren. Dabei zeichnete sich die Hüttenindustrie noch viel stärker als andere Branchen durch eine stetige technologische Weiterentwicklung aus, die sukzessive effizientere, qualitativ hochwertigere und damit profitablere Verfahrenstechniken hervorbrachte. Zu den folgenreichsten technischen Umbrüchen zählte mit Sicherheit die Umstellung von der semihandwerklichen Puddeltechnologie auf die modernen Konverterverfahren. Letztere erlaubten Produktionssteigerungen im ganz großen Stil und begünstigten die Herausbildung der für die Schwerindustrie so typischen Kolossalbetriebe. Die gleichsam zweite Stufe

jener Konverterverfahren bildete der Thomasprozess, der nach seinem Erfinder Sidney Gilchrist Thomas benannt wurde. Im Thomasverfahren wurden die Konverterbirnen basisch ausgekleidet, um fortan auch stärker phosphorhaltige Eisenerze verhütten zu können. Diese Modifikation gegenüber dem älteren Bessemerverfahren bedeutete für zahlreiche Unternehmen, welche ihre Produktion auf phosphorhaltige Erze stützten, mittelfristig eine Überlebensgarantie.

Ein im Jahr 2009 erschienener und aus einer Tagung hervorgegangener Sammelband beleuchtet das Thomasverfahren in seinen verschiedenen Facetten. In insgesamt 20 Beiträgen werden die technologischen, ökonomischen, geographischen oder auch industriekulturellen Aspekte abgearbeitet. Es mag kaum verwundern, dass auch die erweiterte Saar-Lor-Lux-Region ausgiebig thematisiert wurde, entwickelte sich der Thomasprozess hier, angesichts der stark phosphorhaltigen Minettevorkommen, doch gewissermaßen zum Rückgrat der Eisen- und Stahlindustrie.

Aus regionalhistorischer Perspektive sind besonders drei Beiträge dieses äußerst vielschichtigen Sammelbandes interessant, die die Bedeutung des Thomasverfahrens für die Industrieregion Saar-Lor-Lux anhand verschiedener Aspekte und entlang unterschiedlicher Fragestellungen aufzeigen. Jacques MAAS beschränkt sich in seiner Darstellung der Durchsetzung des Thomasverfahrens in Luxemburg nicht auf dessen technische oder ökonomische Komponenten, sondern widmet sich verstärkt der so spannenden Frage nach der Lizenzverteilung durch den Erfinder, Sidney Gilchrist Thomas. Dabei nimmt sich Maas nicht weniger vor, als „einen der nachhaltigsten Mythen der luxemburgischen Industriegeschichte“ zu entkräften (S. 133): Zwar sei die Gesellschaft Metz & Cie. ihren deutschen Rivalen beim Erwerb der Lizenzen für die Anwendung des Verfahrens zuvorgekommen, aber bereits rund zwei Wochen vorher, am 9. April 1879, habe die belgische S.A. des Aciéries d'Angleur einen entsprechenden Vertrag mit Thomas abgeschlossen. Somit war die Firma Metz & Cie. eben *nicht*, wie in der luxemburgischen Wirtschaftsgeschichte oft behauptet, die erste kontinentaleuropäische Gesellschaft gewesen, welche die Thomaslizenzen erwarb. Dass Jacques Maas diesen Gründungsmythos der luxemburgischen Großindustrie entzaubert, ändert allerdings nichts an der Tatsache, dass die Firma Metz beim Erwerb der Thomaslizenzen äußerst erfolgreich vorging, damit zu einem Pionier der europäischen Thomasstahlerzeugung avancierte und überdies sämtliche Versuche großer deutscher Gesellschaften, sie aus dem Geschäft zu drängen, erfolgreich abwehrte. So versuchten vor allem der Hoerder Verein und die Rheinischen Stahlwerke, den deutschen Markt für luxemburgische Thomasstahlprodukte zu sperren, da man exklusiv die Lizenzrechte im Deutschen Reich beanspruchte. Da das Großherzogtum aber, wie Maas betont, seit 1842 über den Zollverein und später über eine Zollunion mit dem deutschen Wirtschaftsraum verkoppelt war, scheiterten alle Verdrängungsversuche aus handelsrechtlichen Gründen. Die Produktion von Thomasstahl konnte also mit der Perspektive auf gesicherten Absatz aufgenommen und vorangetrieben werden. Als erstes luxemburgisches Unternehmen fertigte die Düdelinger Hütte, welche zuvor von Metz & Cie. die Patentrechte erworben hatte, im März 1886 eine Charge Thomasstahl.

Ebenfalls mit regionalhistorischer Mythenbildung setzt sich Ralf BANKEN, einer der profiliertesten Wirtschaftshistoriker der Saarregion, auseinander. So möchte er die gängige Meinung, das Thomasverfahren habe im Saarrevier eine „Rettung der

dortigen Eisenindustrie in letzter Sekunde“ (S. 132) dargestellt, wenn nicht widerlegt, so doch zumindest modifiziert wissen. Tatsächlich zeigt Banken, dass sich das Thomasverfahren an der Saar nicht schlagartig, sondern erst allmählich und nach beträchtlichen Anlaufschwierigkeiten durchsetzen konnte. Dies exemplifiziert er an der Neunkircher Hütte, dem Stammsitz der Industriellenfamilie Stumm. Das Neunkircher Eisenwerk erwarb zwar als erste Saarrhütte bereits Ende 1879 die Thomaslizenz, brauchte aber einige Jahre, um die neue Technologie vollends zu etablieren. Grund dafür waren vor allem technologische Anwendungsschwierigkeiten, die nicht zuletzt auf fehlende Erfahrung und fehlende Expertise in der Praxis der Konvertertechnik zurückzuführen waren. Erst nach dem Neubau des Stahlwerks 1885 übernahm das Thomasverfahren in Neunkirchen zusehends die Führungsrolle. Im Saarrevier insgesamt, wo auch die anderen großen Unternehmen, wie etwa die Burbacher Hütte, das Verfahren nach und nach implementierten, dauerte es noch bis 1891, ehe das semihandwerkliche Puddelverfahren in seinen Produktionszahlen endgültig übertroffen wurde. Ralf Banken gelingt es, am regionalen Beispiel einen Grundmechanismus technologischer Innovation nicht nur in der Eisen- und Stahlindustrie aufzuzeigen: Technische Neuerung erfolgte eher selten ruckartig, sondern viel öfter sukzessive und allmählich. Die langfristige Bedeutung des Thomasverfahrens für die Saarindustrie negiert Banken indes nicht, bildete das Verfahren doch „bis 1914 nicht nur die Basis für ein erhebliches Wachstum aller Unternehmen, sondern ermöglichte erst die Aufnahme zahlreicher Produktionslinien und eine Produktdiversifikation“ (S. 132).

Jean-Marie MOINE schließlich widmet sich der französischen Stahlindustrie und insbesondere den lothringischen Unternehmen, habe das Thomasverfahren doch gerade für sie eine fundamentale Bedeutung gewonnen: « En France, c'est évidemment la Lorraine qui était la grande bénéficiaire, quasi unique, de la merveilleuse invention » (S. 172). Dies war selbstverständlich der Nähe der lothringischen Unternehmen zu den phosphorhaltigen Minetteerzen geschuldet. Henri Schneider konnte als erster französischer Unternehmer, noch vor den de Wendel, die Lizenz erwerben, auch wenn Letztere sich später die Führungsrolle sicherten. Moine geht stärker als die beiden zuvor vorgestellten Beiträge auf den Diskurs rund um das Thomasverfahren ein. In der Anfangsphase begleiteten die allgemeine Euphorie über die neue und den reichhaltigen Minettevorkommen so gut angepasste Technologie zwar noch skeptische Stimmen, letztlich war der Siegeszug des Thomasverfahrens aber nicht aufzuhalten: 1913 wurden in Frankreich 2.900.000 Tonnen Thomasstahl erblasen, das waren 68,5 Prozent der gesamten Stahlproduktion. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg konnte das Thomasverfahren, bei einigen technischen Weiterentwicklungen, seine Stellung im lothringischen Revier behaupten, ehe sich ab der zweiten Hälfte der 1960er-Jahre erste Krisenerscheinungen abzeichneten. 1971 verlor der Thomasstahl seine brancheninterne Führungsrolle, 1980 schließlich endete die Ära des französischen Thomasstahls endgültig.

Das geographische Spektrum des Bandes geht allerdings weit über die Großregion Saar-Lor-Lux hinaus. René Leboutte widmet sich in seiner Analyse der belgischen Stahlindustrie, während Beiträge zum Ruhrgebiet und zu Böhmen den Fokus noch weiter ausdehnen. Geht es in mehreren Artikeln um technische Voraussetzungen,

Herstellungsverfahren und Verbesserungen im Thomasprozess, so beschäftigen sich zwei Aufsätze mit der Verwertung von Nebenprodukten wie etwa der Thomasschlacke, die in der Landwirtschaft als Düngemittel eingesetzt wurde. Astrid Dörnemann zeigt an drei Beispielen, dass das Thomasverfahren auch im Film thematisiert wurde. Das Thomaswerk als Arbeitsplatz profiliert ein ganzes Autorenkollektiv, wobei Methoden der *oral history* zum Einsatz kommen. In einem recht umfangreichen Glossar listen die Verfasser die verschiedenen, überaus heterogenen Tätigkeiten und Berufsbezeichnungen im modernen Thomaswerk auf. Die Autoren beziehen sich in ihren Ausführungen auf Befragungen ehemaliger Stahlwerker. Insgesamt hätte gerade dieser Bereich in dem Band stärker zur Geltung kommen können, denn die Einführung der Konvertertechnik transformierte nicht zuletzt die Arbeitswelt nachhaltig. Die Arbeitssituation der Konverterarbeiter im modernen Stahlwerk unterschied sich fundamental von der noch semihandwerklichen Tätigkeit der Puddler. Damit zog die Etablierung des Flusstahlverfahrens gravierende Veränderungen in der Arbeitswelt und im Berufsbewusstsein der Stahlwerksbeschäftigten nach sich. Überdies unterlagen die Kooperationsstrukturen erheblichen Wandlungen. Diese Aspekte hätten vertieft werden können, zumal grundlegende Forschungen zur Arbeitswelt auf der Hütte vorliegen. Ansonsten bietet das Kompendium einen sehr soliden Überblick über die verschiedenen Gesichtspunkte des Thomasverfahrens. Hilfreich zur Orientierung ist ein Anhang mit Abstracts zu sämtlichen Beiträgen, verfasst jeweils in deutscher, französischer und englischer Sprache.

Fabian Trinkaus (Blieskastel)

CFL (Hrsg.), 100 Joer Gare Lëtzebuerg. [1912–2012. Eine einzigartige Zeitreise], Luxemburg, Editions Guy Binsfeld, 2012, 324 S., ISBN 978-2-87954-256-0; 36 €.

Zwei Daten galten bislang im Bahnwesen des Großherzogtums als jubiläumswürdig: die Jahre 1859, mit der Eröffnung der ersten Bahnstrecken, sowie 1946, mit der Gründung der nationalen Eisenbahngesellschaft SNCFL. Der hundertste Jahrestag des Hauptbahnhofs Luxemburg wurde wahrscheinlich nur gefeiert, weil die Renovierungsarbeiten der Bahnhofsanlage zum Abschluss gelangten. Somit wurde 2012 zum Jubiläumsjahr des nie eingeweihten und erst 1914 vollendeten Bahnhofsgebäudes der Hauptstadt gewählt. Unter dem ‚corporate identity‘ stiftenden Logo „100 Joer Gare Lëtzebuerg“ wurde nun der gleichnamige Jubiläumsband veröffentlicht.

Das Buch verspricht in seinem Umschlagtitel „eine einzigartige Zeitreise“ und stellt keine wissenschaftliche, historische Publikation dar, wie sie 2009 anlässlich von 150 Jahren Eisenbahn zustande gekommen war, sondern eine Sammlung von zwanzig sehr unterschiedlichen Beiträgen, wobei den zahlreichen, zum Teil historischen Fotografien ein den Texten ebenbürtiger Rang zukommt. Auffallend ist die hohe Zahl an Eisenbahnern unter den Autoren, deren Liebe zu Details und berufsbezogenen Fachkenntnissen bereits in früheren Veröffentlichungen zum Ausdruck gekommen ist. Nur die historisch relevanten Artikel sollen hier besprochen werden,

wobei angemerkt werden muss, dass die Texte meist nicht mit detaillierten Quellenangaben oder Bibliographien versehen sind.

Die beiden ersten kurzen Artikel stammen vom 1991 verstorbenen Eisenbahner Paul Reinert und sind Nachdrucke aus einer Gewerkschaftszeitung. In „Central-Bahnhof Luxemburg 1856–1859“ (S. 8–16) beleuchtet der Autor auch die schwierige Wahl des Standorts des ersten Bahnhofsgebäudes, Kreuzpunkt des in vier Himmelsrichtungen ausstrahlenden Bahnnetzes. Er nennt die verschiedenen Vorschläge, die strategischen Auswahlkriterien und die Konsequenzen der Wahl des Projektes im Festungsrayon vor dem Fort Bourbon. Die Knappheit des Textes lässt viele Punkte unbeachtet, zum Beispiel die Zusammensetzung und Entscheidungen der Kommissionen und die Rolle des Militärgouverneurs von Wedell, und bindet die Wahl auch nicht in die allgemein gültigen strategischen Vorgaben des Deutschen Bundes ein. Der zweite Artikel, „Das neue Empfangsgebäude 1904–1912“ (S. 18–35), behandelt die Baugeschichte des heutigen Bahnhofsgebäudes und geht auf die materiellen und zum Teil auf die entscheidungspolitischen Fragen ein. Hervorzuheben sind das Interesse der luxemburgischen Regierung am Bahnhofsbaubau, ihre Zustimmung sowie ihre Sonderwünsche, wobei allerdings Fragen über die jeweilige Rolle der Regierung, den Bahnnetzbesitzer „Wilhelm-Luxemburg-Gesellschaft“ und die Betriebsgesellschaft „Reichsbahnen Elsass-Lothringen“ offen bleiben. Gleiches gilt auch für die Frage, wieso die gleichen Akteure den Bahnhofsbaubau erst Anfang des 20. Jahrhunderts in Angriff nahmen, nachdem, wie vom Autor erwähnt, dieser bereits 1874 genehmigt worden war.

Charles-Léon Mayer hat als Ingenieur und später beigeordneter Generaldirektor die Elektrifizierung des Luxemburger Eisenbahnnetzes mitgeprägt und behandelt deren Geschichte im Artikel „La gare de Luxembourg et l'électrification de nos chemins de fer“ (S. 38–63), mit einer kurzen Bibliographie versehen. Mayer geht auf die technischen Schwierigkeiten des Zusammentreffens der unterschiedlichen elektrischen Spannungen der Nachbarstaaten und die Konsequenzen der Elektrifizierung für den Bahnhof Luxemburg ein. Er zeichnet die Etappen der Elektrifizierung nach und zeigt, wie die Pläne der Nachbarnetze die Prioritäten und die Effizienz der Elektrifizierung mitbestimmen. Nicht erwähnt wird aber der nationalpolitische Rahmen, in dem die Entscheidungen zur Elektrifizierung als Teil der Modernisierungs- und Rationalisierungspläne der CFL von dem den Defizit tragenden Staat gefällt wurden.

„Une ville rejoint sa gare“ (S. 64–103) ist der Titel des Beitrags des Historikers Robert L. Philippart, der diesen mit einer der Veröffentlichung angepassten Bibliographie und Quellenangaben versieht. Philippart zeigt die Bedeutung des Bahnhofstandorts für die Hauptstadt, die sich durch die Öffnung in Richtung Bahnhof dem Handel erschließt, aber noch mit dem neu entstehenden Viertel zusammenwachsen muß. Er zeichnet die bedeutende Entwicklung der Gemeinde Hollerich sowie die urbanistische Erschließung des Bahnhofsvorplatzes, des Bahnhofsviertels und des Plateau Bourbon nach, mit Blick auf den jeweiligen politisch bestimmten, repräsentativen Charakter. Leider erlaubt die Form der Veröffentlichung es dem Autor, den ausführlichen Beschreibungen nur wenige Pläne beizufügen. Eine interessante Ergänzung dieser urbanistischen Analyse wäre ein Beitrag zu den mit der Bahnhofswahl langfristig angelegten Verkehrsströmen in der Hauptstadt gewesen.

Nach Düdelingen-Italien wird Hollerich 1996 als zweiter Bahnhof zu einer Gedenkstätte und einem Museum umfunktioniert, die im Artikel „Mémorial de la Déportation“ (S.104-115) besprochen werden. Steve Kayser, Historiker und Direktor des dortigen Dokumentations- und Forschungszentrum über die Zwangsrekutierung, erläutert die Umsiedlung Luxemburger Familien ins Deutsche Reich im historischen Kontext und in der späteren Erinnerungskultur. Er erklärt den Weg des Bahnhofs zur Erinnerungsstätte für die ab Hollerich abgeführten Zwangsrekrutierten und umgesiedelten Familien, geht aber nicht auf die seit 1996 erreichten oder unverwirklichten Projekte ein.

Jean-Paul Meyer, Eisenbahner, ist Autor des Artikels „Bahnhof Luxemburg und seine Vorsteher“ (S. 116-143). Die getrennt behandelten Lebensläufe der einzelnen Hauptbahnhofsvorsteher sind folkloristisch gehalten. Sie geben aber Aufschluss über die schulischen Hintergründe der Vorsteher und ihre gesellschaftliche Anerkennung und werfen somit indirekt die Frage nach Aufstiegsmöglichkeiten und Hierarchie innerhalb der Bahngesellschaften auf. Auf die Tätigkeit der Vorsteher wird nicht eingegangen.

Die Fotos von Christof Weber zeigen die „Skulpturen am Bahnhof Luxemburg“ (S. 198-205), die allerdings ohne einen erklärenden Text abgebildet sind. Die Chronologie „Im Laufe der Zeit. Der Bahnhof von 1856 bis 2012“ (S. 296-307) verfolgt die Geschichte des Hauptbahnhofs und der Eisenbahnen in Luxemburg und bildet den Abschluss des Buches, bei dem man trotz zahlreicher unterschiedlicher Annäherungen zum Thema vor allem eine sozio-historische Betrachtung des Bahnhofs, des Bahnhofsviertels und des Eisenbahnerviertels Bonneweg, sowie der vor Ort arbeitenden Eisenbahner vermisst.

Yvan Staus

Eglise décanale de Clervaux 1912–2012. Redaction Simon Schaack. Edition Kierchefabrik, Clerf 2012, 224 S., ISBN 978-2-87996-515-4.

Bei der 2012 zum 100-jährigen Jubiläum der Einweihung der neoromanischen Dekanatskirche von Clerf erschienenen Festschrift handelt es sich um eine der vielen Publikationen lokaler Vereinigungen oder Institutionen, in diesem Fall der Kirchenfabrik der Pfarrei Clerf, die mit unwahrscheinlich viel Fleiß und gutem Willen ihre eigene Geschichte schreiben möchten. Die beiden umfangreichsten Beiträge steuert Simon Schaack bei, der einerseits die Vor- und Baugeschichte der heute hundertjährigen Dekanatskirche zusammenträgt (S. 27–124), und andererseits wichtige Daten aus ihrer Geschichte zu einer Chronik zusammenstellt (S. 175–204). Vor allem im ersten Beitrag zitiert der Autor viele Originaldokumente aus unterschiedlichen Archiven, doch welcher Brief aus welchem Archiv stammt, erfährt der Leser nicht; auch ist nicht immer klar, ob der Text in extenso veröffentlicht wird oder nur auszugsweise, ob die Fehler dem Abschreiber geschuldet sind oder auf das Original zurückgehen. Illustriert wird dieser wie alle anderen Beiträge mit zahlreichen Bildern, doch auch hier fehlt jede Herkunftsangabe, und datiert sind die wenigsten. Der Text bietet leider auch öfters Sprünge im Gedankengang, von Satzbau- und Interpunktionsfehlern nicht zu reden.

Das ist schade, denn das Beispiel des Kirchenneubaus in Clerf zu Anfang des 20. Jahrhunderts ist ein ‚schönes‘ Beispiel für die engen Verflechtungen der Pfarr- und der Gemeindegeschichte und für die häufigen Konflikte um die Eigentumsrechte an Kirchenbesitz. Obschon der Clerfer Bürgermeister Emil Prüm der Kirche sehr wohlwollend gegenüberstand und sich auch mit privaten Zuwendungen als Gönner hervortat, gab es so manchen Konflikt zwischen beiden Instanzen. Schon vor dem Bau ging es um den Standort, denn die neue Kirche wurde – ohne dass der Leser den Grund nachvollziehen könnte – nicht an der Stelle der alten, erst vor Kurzem vergrößerten Kirche im Ortszentrum gebaut, sondern auf der Anhöhe hinter dem Schloss. Und nach Abschluss der Bauarbeiten stritt man sich noch fast zehn Jahre um den Kontenabschluss, allerdings weniger zwischen Kirchenfabrik und Gemeindeverwaltung, als vielmehr zwischen Letzterer und Bauunternehmer, wobei gelegentlich auch noch der staatliche Baukonduktor mit hineingezogen wurde. Die Rede ist auch von Reklamationen des Bitburger Architekten Franziskus Klomp, der mit einem Gerichtsverfahren drohte, um an ausstehende Gelder zu kommen. Doch wie der Streit zum Abschluss kam, vergisst der Autor zu schildern. In der Chronik der 100-jährigen Dekanatskirche spielen die Primizen junger Geistlicher aus Clerf und die Installation neuer Dechanten die Hauptrolle; sie wird ergänzt von einer *Series pastorum* seit 1803 in Clerf und in den Filialkirchen sowie einer Liste der aus Clerf stammenden Priester.

Des Weiteren enthält der Prachtband einen kunsthistorischen Beitrag von Alex Langini über die spätneoromanische Architektur der Kirche – neben der zeitgleichen Limpertsberger Pfarrkirche wohl der letzte Kirchenbau in diesem Stil –, über die zahlreichen Reliefs, Mosaikbilder und Inschriften an und in der Kirche sowie über zwei Tafelbilder von Jean-Pierre Sauvage aus dem 18. bzw. von François Walschartz aus dem 17. Jahrhundert (S. 125–144). Ergänzt wird seine Untersuchung durch zwei kürzere Beiträge von Norbert Thill über die Glasfenster (S. 153–166) und über verschiedene Mosaik (S. 167–173). Simon Schaack beschreibt die Glocken der Pfarrkirche (S. 207–214), während Dechant Joseph Roemen kurz die Geschichte der 250 Jahre alten Loretokapelle beleuchtet (S. 215–218). Etwas aus dem Rahmen der Kirchengeschichte fällt ein Beitrag von René Klein über das Wappen von Clerf (S. 145–151).

michel pauly

Paul SPANG, Die ausgeklammerten Jahre. Aus dem Tagebuch eines zwangsrekrutierten Luxemburgers, Luxemburg: Editions Saint-Paul, 2012, 137 S.; ISBN 978-2-87963-842-3; 24 €.

Der Autor hat sich erst spät dazu entschließen können, seine Kriegserinnerungen in Wort und Bild festzuhalten. Warum er sie lange Zeit „so sehr verdrängt und so sehr aus seinem Leben ausgeklammert“ hatte, geht aus den Überlegungen nicht eindeutig hervor. War er einerseits überzeugt, dass seine Generation die Geschichte des Zweiten Weltkriegs nicht „sine ira“, also unparteiisch zu schreiben vermöge, so fühlte er sich letztlich doch dazu verpflichtet, weil sie „über die besten Informationen über diese Zeit verfügt, ihr Wissen zu sichern und weiterzugeben“.

Mit den „ausgeklammerten Jahren“ ist also die Zeitspanne vom 10. Mai 1940 bis zum 17. Mai 1945 (so im Untertitel des Buches) gemeint. In Wirklichkeit greift der Autor jedoch über diese Jahre weit hinaus. Gut ein Drittel seiner Erinnerungen bezieht sich auf die Vorfahren der Familie Spang und auf deren Verwurzelung in Echternach, also vor allem auf des Verfassers Kindheit im Sauerstädtchen. Wem es gegeben war, den späteren verdienstvollen Historiker und Archivdirektor in seiner Echternacher Eigenart näher kennenzulernen, der findet auf diesen Seiten so manche aufschlussreiche und willkommene Hinweise.

Die ersten Monate nach dem Echternacher Abitur verbrachte der Vf. als Fahrschüler an der nach Ettelbrück verpflanzten Lehrerbildungsanstalt, in der Hoffnung, einstweilen vom „freiwilligen“ Reichsarbeitsdienst verschont zu bleiben. Er wurde anschließend als Ersatzlehrer an das abgelegene Eifeldörfchen Neroth verpflichtet, wo er mehrere Monate im Einklang mit der Bevölkerung neben seinen pädagogischen Erfahrungen weitere Zeit gewinnen konnte. „In Neroth, auf historisch luxemburgischem Territorium“, so weiß er zu berichten, „gab es nur eine Hakenkreuzfahne, und die lag auf dem Speicher in der Schule. Hier waren alle freundlich mit mir, ich durfte sogar mit dem Pfarrer spazieren gehen, trotzdem dieser auf Geheiß der Gestapo das Ortsgebiet nicht verlassen durfte.“

Ab Februar 1943 aber ereilte Spang das allgemeine Schicksal der in RAD und Wehrmacht „ausgeklammerten“ Jahre. Für ihn bedeutete dies: drei Monate Reichsarbeitsdienst mit den üblichen Schikanen im RAD-Lager 2/20 Danzig-Olivia („Etwas hatte ich dabei gelernt, als einzig positives Ergebnis, mich in eine Gemeinschaft einzufügen, die aus allen Schichten der Bevölkerung kam. Von der ganzen Propaganda, mit der man uns berieselt hatte, war nichts geblieben.“). Ab Ende Juni 1943 dann Kasernenleben und Wehrmachtsausbildung in Ingolstadt und Novograd-Wolynsk, „einer nahezu bayrischen Garnison“ in der Ukraine, wo für die ganze Besatzung der einzelnen Frontstützpunkte der Nachschub rekrutiert wurde. Ab Ende Dezember 1943 geriet Spangs Einheit dann mit der 7. Panzerdivision in die wechselvollen Absetzmanöver des großen Rückzugs quer durch die Ukraine. Er selbst wurde aus der kämpfenden Truppe ausgegliedert und als Krankenträger und Hilfssanitäter, jedoch meist an der Front, eingesetzt.

Mitten aus dem Großeinsatz heraus erhielt er dann Ende Mai 1944 unverhofft einen Erholungsurlaub. Warum er am 5. Juni, also kurz vor der Landung der Alliierten in der Normandie, und angesichts einer absehbaren Befreiung Luxemburgs dennoch zur Truppe zurückfuhr, erklärt er einerseits mit der Unmöglichkeit ein Versteck zum Untertauchen zu finden, vor allem aber mit ethischen Motiven. „Wenn ich meine Tagebuchnotizen von damals durchlese und deute, so glaube ich, dass mein Entschluss, auf meinen Posten zurückzukehren, auf einer anderen Ebene zu suchen ist. Hier geht oft die Rede von einem Ausharren auf einem Posten, der einem von der Vorsehung zugewiesen wurde ... Ich stand im Dienst der Kranken und Verwundeten. Ich hatte mich auch darum zu kümmern, dass die Toten registriert und begraben wurden. Durch meine Tätigkeit war mein Leben nicht ungefährlicher geworden. Es hatte aber einen Sinn in einem Umfeld, in dem es vor allem um Zerstörung und Vernichtung ging. Die kurze Zeit, die ich oft für die Schwerverwundeten fand, bedeutete viel für jemanden, dem klar wurde, dass er nicht überleben würde.“

Der letzte Abschnitt der Wehrmachtserlebnisse Spangs war von eigener Verwundung (auf einem Panzer vor Bialystok), langwieriger Typhuserkrankung und schließlich Schreibstubendienst in einer Genesungskompanie (in Kassel-Wilhelmshöhe) geprägt. Seine Heimkehr zögerte sich bis Pfingsten 1945 hinaus. Sechs lange Wochen musste er bis zur Abwicklung anscheinend unabdingbarer Formalitäten in verschiedenen (amerikanischen) Kriegsgefangenenlagern ausharren, auch dies eine Episode in der Odyssee so vieler Zwangsrekrutierter.

Bis in die jüngste Zeit sind Kriegserinnerungen von zum Wehrdienst gezwungenen Luxemburgern in Buchform erschienen, zuletzt Pe'l Schlechters tragikomischer Bericht „De Pol muss an de Krich“. Spangs „Ausgeklammerte Jahre“ nehmen unter ihnen als typische Echternacher Variante einen Sonderplatz ein, mit besonderer Berücksichtigung der undefinierbaren Eigenart des Verfassers, von belustigter Ironie bis hin zu schwarzem Humor. Kostproben davon gibt es in Hülle und Fülle, davon zum Abschluss zwei Beispiele: Bei der Einweisung in die Sanitätsabteilung begann der Hauptfeldwebel mit einem Diktat, „bei dem es vor allem um den Unterschied zwischen ‚I‘ und ‚Y‘ ging. Bereits nach dem ersten Satz teilte er mir mit, ich würde mit sofortiger Wirkung als Hilfssanitäter eingesetzt. Meinen Karabiner, das Seitengewehr und die Patronentaschen hatte ich beim Waffenmeister abzugeben. Er händigte mir als Ersatz eine P38 aus, mit der ich aber praktisch nicht schießen dürfe, da ich im Rahmen der Genfer Konvention nicht aktiv an den Kriegshandlungen teilnehmen dürfe. Er meinte so nebenbei, ich solle das Schießisen trotzdem einmal mit Blechbüchsen als Ziel versuchen. Ich wisse ja sicher, wie man sich schwarze Munition verschaffe, und dass ein solches Übungsschießen an sich verboten sei.“ (S. 64) – „Das Bataillon gehöre zur 7. Panzer-Division, die unter dem Kommando von Generalmajor Adelbert Schulze stehe, der vor Kurzem die Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes erhalten habe. In einer Panzerschlacht habe er mit einem Schlag 210 Sowjetpanzer der Typen T-34 und KW-85 erledigt.“ (S. 65) – „Unser erster Einsatz war eher friedlicher Natur. In eben gelieferten Fahrzeugen vom Typ Raupenschlepper Ost schaffte man uns nordwestlich von Shitomir zu einem Soldatenfriedhof, auf dem wir bei einer Beerdigung als Ehrenkompanie teilzunehmen hatten. Begraben wurde Generalmajor Adelbert Schulz, der bei einer Lagebesprechung, für die er kurz aus dem Führungspanzer gestiegen war und dabei kurz den Helm abgelegt hatte, von einem Granatsplitter tödlich getroffen worden war. Die Atmosphäre war bedrückend. Auf dem Friedhof, den man ‚Heldenfriedhof‘ nannte, lag dichter Nebel, der fast bis zur Schneedecke reichte. Es wurden nur die unbedingt notwendigen Befehle gegeben. Als der Sarg in der Erde verschwand, schossen drei Panzer drei Ehrensalven. Wir hatten nur durch Stillstehen und durch Anziehen des Gewehres unsere Achtung zu bezeugen ... Nach kurzer Zeit bestiegen wir wieder unsere Fahrzeuge ... Ein Unteroffizier ... meinte, auch ein General habe immer einen Stahlhelm zu tragen ...“ (S. 67f.).

Paul Margue

Gundula SCHOLZ, Der SaarLorLux-Raum zwischen Realität, Illusion und Vision. Wahrnehmung und aktionsräumliches Verhalten aus der Sicht von Bewohnern einer europäischen Grenzregion (Veröffentlichungen des Instituts für Landeskunde im Saarland, Band 49), Saarbrücken 2011, 357 S.; ISBN 978-3923877492; 27,80 €.

Die Großregion SaarLorLux/Rheinland-Pfalz/Wallonien bekommt, nicht zuletzt wegen stark zunehmender Verflechtungen aller Art – man denke nur an den grenzüberschreitenden Arbeitsmarkt, die grenzüberschreitenden Konsumentenströme oder die grenzüberschreitende Wohnmobilität –, eine immer größere Bedeutung, sei es in der Politik, in den Medien und auch in der humanwissenschaftlichen Forschung. Das ist gut so, denn auch nach mehr als 40 Jahren mehr oder weniger intensiver grenzüberschreitender Zusammenarbeit müssen die betroffenen Akteure sich leider eingestehen, immer noch zu wenig über ihre Nachbarn und deren Regionen zu wissen.

Das Institut für Landeskunde im Saarland e.V. hat 2011 die Trierer Dissertation von Gundula Scholz veröffentlicht. Der Titel („Der SaarLorLux-Raum zwischen Realität, Illusion und Vision“) ist Programm. Es geht der Autorin zwar um die Großregion, die Wahl des Kürzels „SaarLorLux“ ist allerdings ein Hinweis dafür, dass sie weniger an der mehr als 65.000 km² großen politisch-administrativen Großregion interessiert ist, sondern sich vielmehr auf die eigentliche Kernzone konzentrieren möchte. Die Begriffe „Realität“, „Illusion“ und „Vision“ deuten darauf hin, dass der Grenzraum in der Tat lebt, also real existiert, es sich aber keineswegs um ein eigenes, von nationalen Interessen abgeschottetes, extraterritoriales Gebilde handelt. In anderen Worten: Er hat auch etwas Mythenhaftes an sich, er wird manchmal regelrecht verklärt, man täte gut daran, den großregionalen Diskurs etwas zu versachlichen. Gleichzeitig müssen wir nach vorne schauen, wir sind zu gewissen Kooperationen gezwungen, etwa im Transportwesen; wir brauchen gemeinsames Handeln und Planen und natürlich auch Ziele, eine Vision, die uns sagt, wohin die Reise gehen soll. Der Untertitel („Wahrnehmung und aktionsräumliches Verhalten aus der Sicht von Bewohnern einer europäischen Grenzregion“) bringt es dann auf den Punkt: Ziel der Dissertation von Gundula Scholz war es, die Wahrnehmung des SaarLorLux-Raumes und das aktionsräumliche Verhalten seiner Bewohner – hauptsächlich (aber nicht nur) Schülerinnen und Schüler im Alter von 15 bis 17 Jahren – herauszuarbeiten, kartografisch darzustellen und zu kommentieren.

Die Wissenschaftlerin bewegt sich im spannenden Bereich der Kulturgeografie und hat es gewagt, eine Unterabteilung ebendieser zu bedienen, und zwar die Wahrnehmungsgeografie. Die *behavioral geography* wird hier als „mikrogeographischer, psychologisch und sozialwissenschaftlich orientierter Forschungsansatz“ gesehen (S. 25), im Rahmen derer man sich mit Fragen der Raumwahrnehmung beschäftigen und mit Vorstellungsbildern und -karten (*mental maps* bzw. „Karten im Kopf“) arbeiten kann. Hierauf aufbauend und sich in den spezifischen Kontext einer Grenzregion setzend, musste die Geografin sich auch mit Konzepten auseinandersetzen wie „regionale Identität“ (Was ist eine Region? Wie definiert man Identität?) und „Regionalbewusstsein“. Für den nicht spezialisierten Leser sind sicher auch das 4. Kapitel des theoretischen Teils mit dem Titel „Grenzregionen in

Europa“ (SS. 56–69) und das 6. Kapitel des Hauptteils mit dem Titel „Vorstellung des SaarLorLux-Raumes und seiner Abgrenzungen“ (SS. 75–103) von Interesse.

SaarLorLux wird, nach dem bekannten französischen Geografen François Reitel, eher als „Kontaktgebiet“ denn als „Grenzgebiet“ bezeichnet (S. 75) – dieser Feststellung kann ich mich nur anschließen. Es wird zu Recht auf die „sehr wechselvolle Geschichte“ hingewiesen, die allerdings keine gemeinsame Geschichte gewesen ist, zumindest nicht, was die Großregion in ihrer heutigen Konstellation betrifft. Vor diesem Hintergrund sind Feststellungen oder, besser gesagt, Behauptungen wie „Als historische Geburtsstunde des SaarLorLux-Raumes kann der Vertrag von Verdun 843 angesehen werden“ (S. 80) mit Vorsicht zu genießen.

Nicht einverstanden bin ich mit verschiedenen Aussagen aus Kapitel 6.3 („Darstellung des SaarLorLux-Raums in den Medien“). Das „Innergemeinschaftliche Regional-Institut“, kurz IRI, wurde nicht im Jahr 2000 geschlossen (S. 97), sondern besteht immer noch, seit Kurzem sogar unter neuem Vorsitz (Roger Cayzelle, Vorsitzender des Wirtschafts-, Sozial- und Umweltausschusses der Region Lothringen), wenn auch unter einem anderen Namen, nämlich „Institut der Großregion“, kurz IGR. Nicht erwähnt wird die Vereinigung ipi (Interregionale Presse – Presse interrégionale), die jahrelang eine gute und wichtige Pressearbeit im Dienste der Großregion geleistet hat und schließlich ihr Büro schließen musste, weil sie nicht mehr von den Partnerregionen finanziell unterstützt wurde. Und das zu einem Moment, wo die Großregion mehr denn je journalistische Kooperation und mediale Berichterstattung gebraucht hätte! Nicht richtig sind meiner Meinung nach die Feststellungen „Die Jahre 1998 bis 2000 waren die Jahre mit den intensivsten Berichterstattungen über die Großregion“ (S. 99) und „(...) dass in den letzten Jahren ein Rückgang bezüglich der Häufigkeit von Zeitungsartikeln zu verzeichnen ist“ (S. 102). Zwar gibt es immer noch – insbesondere im französischsprachigen Teil des Grenzgebiets – Defizite, was die großregionale Berichterstattung angeht (ein Grund dafür, dass Begriffe wie „Großregion“ und „SaarLorLux“ im nahen Belgien und in Lothringen deutlich weniger bekannt sind als im Saarland, in der Region Trier und in Luxemburg), allerdings wurde noch nie so viel über „Grenzüberschreitungen aller Art“ in der Presse berichtet wie heute. Es sind sogar Gratiszeitungen entstanden („L’essentiel“ und „Point 24“ in Luxemburg, Letztere wurde Ende 2012 eingestellt; deutsch-luxemburgische Gratiszeitung „DeLux“), die sich hauptsächlich an Grenzen überschreitende Leser richten.

Die eigentliche Untersuchung (ab S. 106) ist spannend und der Inhalt sehr lesenswert. Gundula Scholz hat mit Schülerinnen und Schülern zusammengearbeitet, die verschiedene (22 bei der ersten Befragung im Jahr 2000) Gymnasien der Großregion besuchen, und zwar sowohl im „Kernraum“, also in Grenznähe, als auch im „Peripherraum“, etwas weiter weg von den großregionalen Binnengrenzen. 2002 wurden im Rahmen einer Ergänzungsbefragung „normale“ Bewohner im Straßenraum angesprochen; 2006 wurde eine weitere Schülerbefragung durchgeführt. Insgesamt wurden knapp 6.000 Menschen (exakt 5.842 Personen) befragt, eine wahre Sisypusarbeit.

Um – natürlich subjektiv – die SaarLorLux-Räume der einzelnen Befragten abzugrenzen, wurden den Kandidaten/innen 2000 und 2002 vorgezeichnete Karten vorgelegt, also Karten, die nicht „stumm“ waren, sondern Angaben wie Staatsgren-

zen, Städte- und Flussnamen beinhalteten. 2006 wurden dieselben Karten benutzt, diesmal allerdings ohne Staatsgrenzen, was natürlich verwirrend sein kann und teilweise zu ganz anderen Ergebnissen führt.

Beim Zeichnen einer *mental map* können die Kandidaten/innen recht unterschiedlich vorgehen. Da gibt es die, die die eigene Region als Inselkarte darstellen, also klar abgegrenzt von den Nachbarregionen. Dann gibt es welche, die von den Straßenverbindungen ausgehen, also „nur“ Punkte – sprich Orte – miteinander verbinden. Schließlich gibt es die, die sozusagen organisch vorgehen, d. h. mehrere Flächen (Regionen) berücksichtigen, miteinander verbinden, richtige Gebietskörper entstehen lassen. Inhaltlich gesehen gibt es in einer Grenzregion natürlich viele Austauschbeziehungen, die man dann als Versuchsperson auch darstellen möchte (beispielsweise „Tanken in Luxemburg“ oder „Einkaufen in Trier“). Manche zeichnen auffällige Bauwerke, so genannte *land marks* oder Leuchttürme, entweder um sich besser zurechtzufinden, oder aber, weil es dazu einen speziellen Bezug gibt. Eine wichtige Rolle spielen der Einzelhandel – Tankstellen inklusive –, der Tourismus, die Gastronomie und interessanterweise auch das Kulturverhalten (etwa Konzert- oder Kinobesuche). Viele Karten sind arg verzerrt, aber auf die zeichnerische Qualität kommt es im Rahmen einer solchen Untersuchung nicht an. Es geht darum herauszufinden, was für die Befragten wichtig ist, wie ihr Aktivitätsraum aussieht, welche Rolle die Grenze (immer noch) spielt ... oder nicht (mehr) spielt. Die Mehrheit der Schüler hat zwar eine gewisse Vorstellung von SaarLorLux, kann allerdings keine konkreten inhaltlichen Angaben dazu machen. Aufschlussreich können Assoziationen sein, die man mit der Großregion verbindet (S. 146–148).

Informationen ganz anderer Art erhielt die Autorin bei der Studie des aktionsräumlichen Verhaltens mittels der bereits angesprochenen vorgezeichneten Karten. Die Schüler mussten sowohl ihren „Alltagsraum“ (charakteristisch hierfür sind der Wohnort sowie die Orte, wo sich die Schule und die Freizeitaktivitäten befinden) als auch ihren „Erfahrungsraum“ (im Rahmen dessen es andere bzw. unregelmäßigere Aktivitäten gibt) darstellen. Gundula Scholz konnte feststellen, dass die Einzugsgebiete der Gymnasien ziemlich unterschiedlich sind, ein Umstand, der dazu führt, dass auch die Alltagsräume verschiedenartig strukturiert sind. Im Falle des Deutsch-Französischen Gymnasiums in Saarbrücken – Ähnliches würde man heute wahrscheinlich beim Schengen-Lyzeum in Perl feststellen können – ist das Einzugsgebiet nicht nur größer, sondern auch komplexer, sprich grenzüberschreitender. Allgemein kann man sagen, dass Luxemburg „ein beliebtes Ziel für die Grenzraumbewohner darstellt“ (S. 157). Zum einen befindet man sich hier in der geografischen Mitte der Großregion (mit einer relativ guten Erreichbarkeit von allen Seiten), zum anderen gibt es andere Standortvorteile, etwa eine niedrigere Mehrwertsteuer. Die Aktivitäten der Luxemburger Schüler sind dagegen sehr auf das Großherzogtum fixiert; es finden nur wenig Grenzüberschreitungen statt. Was die Ausdehnung und die Strukturierung der Alltagsräume angeht, ist logischerweise die geografische Nähe ein wesentliches Element. Auch ist eine ziemlich starke Fixierung auf die Städte festzustellen; das angrenzende Hinterland ist viel weniger interessant.

Die Erfahrungsräume sind größer, in der Regel auch grenzüberschreitender, wobei anzumerken ist, dass die Grenze – insbesondere die Sprachgrenze – nach wie vor

trennende Elemente in sich birgt. Was die Häufigkeit der Besuche in den Nachbarregionen angeht, fand Gundula Scholz heraus, dass 40 % der Schüler nie ins benachbarte Ausland fahren (S. 168). (Interessant ist in diesem Kontext der Hinweis auf die Ergebnisse anderer Grenzraumstudien, wie etwa die 2006 von der Stiftung Forum EUROPA und der Universität Luxemburg veröffentlichte Studie „Leben in der Großregion“. Die Autorin macht häufig interessante Querverweise. Auch ein Blick in das reichhaltige Literatur- und Quellenverzeichnis am Buchende lohnt sich.) Wiederum zählt das Prinzip, dass die Häufigkeit der Auslandsbesuche stark von der Nähe des Wohnorts zur nächsten Grenze beeinflusst wird. Die befragten Schüler sehen sich selbst eher als „Europäer“ denn als „SaarLorLuxer“; sie haben zwar vom SaarLorLux-Raum gehört, viel Konkretes können sie allerdings mit dem Konzept (noch) nicht anfangen. „Eine grenzüberschreitende Identität fehlt“, eindeutig (S. 219).

Zum Schluss wurde versucht, gemeinsam mit den Teilnehmern eine Abgrenzung des SaarLorLux-Raumes vorzunehmen. Hier fiel das Ergebnis unterschiedlich aus, je nachdem, ob die Wissenschaftlerin mit Karten mit Grenzen oder mit Karten ohne Grenzen arbeitete. Der belgisch-luxemburgische Grenzraum findet für viele Schüler kaum bis gar nicht statt, so als ob Belgien in der Großregion nicht vertreten wäre. Meistens beschränkt man sich auf „die drei Teilgebiete Saarland, Luxemburg und Lothringen“ (S. 232). Der SaarLorLux-Raum der Saarländer und der Luxemburger scheint kompakter zu sein als der anderer Schüler. Eine Stadt wie Kaiserslautern beispielsweise zählt meistens nicht dazu. Anders die Lothringer, die ihre ganze Region dazu zählen, das Departement der Vogesen inklusive. Fazit: Um erlebbar zu werden, darf eine Grenzregion nicht zu groß sein.

Die Arbeit von Gundula Scholz beinhaltet noch andere Aspekte – etwa „Der SaarLorLux-Raum im Geographieunterricht“ (SS. 254–277) –, die interessant und lesenswert sind. Der etwas kürzer geratene dritte Teil behandelt die „Zukunft des SaarLorLux-Raumes als europäische Region – eine Vision“. Die Autorin überprüft hier nicht nur ihre Arbeitshypothesen, sie formuliert auch eine ganze Reihe von „Handlungsempfehlungen zur Stärkung der regionalen Identität“ (SS. 292–297). Neben Vorschlägen, die man auch schon an anderer Stelle lesen konnte (neuer Name, passendes Logo, Verkleinerung, klare Abgrenzung, Sprache des Nachbarn lernen ...), misst die Geografin dem Tourismus, der Kultur und der Gastronomie einen hohen Stellenwert zu. Schließlich schlägt sie vor, die „Präsenz der Großregion in den Medien (zu) steigern“ (S. 295) und die „Schüler für den europäischen Gedanken (zu) interessieren und (zu) begeistern“ (S. 296). Dem ist nichts hinzuzufügen.

Claude Gengler